

Die Begegnung mit Max Rychner : ein Kapitel aus meinen Erinnerungen

Autor(en): **Kerényi, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **43 (1963-1964)**

Heft 1

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161466>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Begegnung mit Max Rychner

EIN KAPITEL AUS MEINEN ERINNERUNGEN

KARL KERÉNYI

Meine Beziehungen zum Schweizer Geistesleben stammen alle aus der Zeit, als mein selbstgewähltes Exil — geschweige denn meine Verwurzelung und Einbürgerung — im Land der Eidgenossen noch nicht vorauszusehen war, auch mir selbst nicht. Ein bedeutender Brief von Carl J. Burckhardt, den er mir aus dem Anlaß meiner Würdigung des ersten Bandes von Bachofens Gesammelten Werken schrieb, wurde nach der Universität Szeged geschickt, als wir unser erstes Schweizer Heim, ein Haus über Ascona, schon bezogen hatten. C. G. Jung hatte seinen Kommentar zu meinem Versuch über das «Urkind» — wir nannten später das gemeinsame Heft «Das göttliche Kind» — geschrieben, ehe wir uns, bei meiner vorläufigen Schweizer Reise 1941, zum ersten Mal gesehen haben. Und es war nach dieser Reise, daß ich, zurückgekehrt nach Ungarn, in meiner Post den dedizierten Gedichtband fand: Max Rychners «Freundeswort».

Den Namen des Dichters, der bald zu einem Freundesnamen werden sollte, hatte ich damals zum ersten Mal gelesen. Davon, was er schon vorher war, von seinem «hohen Beruf» als Kritiker und erster Herausgeber der *Neuen Schweizer Rundschau*, den Carl J. Burckhardt viel später, in einem Essay in seinen «Bildnissen» in gültige Worte fassen sollte, wußte ich, im östlichen Mitteleuropa, in der Altertumswissenschaft versunken, nichts. Rychner, der Beobachter mit unübertrefflicher, scharfer Sicht, hatte es gemerkt, daß mit dem «Apollon», dieser aus einem rein zufälligen Anlaß entstandenen Sammlung von «Studien über antike Religion und Humanität» etwas aus meiner Altertumswissenschaft hervorgesprungen war, das den Widerhall bei geistigen Dichtern suchte und — nicht sehr hoffnungsvoll — erwartete. So war meine erste Begegnung nicht mit dem Kritiker, sondern mit dem Schweizer Dichter Max Rychner.

Das Gedichtbuch enthielt auch Mythologie. Das große Gedicht «Hoch in den Tag» begrüßt die Sonne:

Was kommt herauf! Apollons Feuerwagen!
O Helios! O Sonnenbarke, drin
Den Rê Nil-über Windeswogen tragen!
O unbesiegte Sonne! Mittlerin
Und Gottheit! Feuer der Gerechtigkeit,
Ist denn dein Tag zu unserm Tag bereit?

Und es enthielt ein feines mythologisches Gedicht, «Narziß», dessen feinste Zeile:

Mein Flüchtigstes träumt schwerelos auf dir . . .

so gelegen für die Studie über die Quellgöttin Arethusa, an der ich damals gearbeitet habe, kam. Da ich aber den Dichter noch nie gesehen, keine Vorstellung von seiner leiblichen Erscheinung hatte, verfiel ich auf ein Bild von ihm, das in die Bildergalerie jener Schweizer Dichter paßte, die ich seit meiner Gymnasiastenzzeit kannte und die vor allem meine Lieblinge in der deutschen Erzählliteratur, Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller, umfaßte. Es war besonders das Gedicht in drei Gesängen «Freund in der Nacht mir», das mein Phantasie-Bild beeinflußte. Es enthält doch die Verse:

Verhänge die Uhr und trink!
Wir wollen beieinander bleiben,
Im schweren Schritt der Nacht,
Wenn alles schwer wird, heiter sein!

Und dann:

Wir mischen unsern Rauch
Aus weißgerollten Opferbränden,
O später Funke, atemgenährt,
Die himmelblauen Wolken kräuseln,
Herbstfeuerschwaden über Äckern
Und frühe Nebel auf dem Pelagus.
Göttergeliebte Inseln steigen,
Ewiger Hauch von Licht und lauter Licht
...
Trink von dem zähen Chios-Wein . . .

Es ist nachher immerhin auch von den nahen Bücherregalen die Rede:

Im Lampenkreis am Bücherbord
Langst du zum Buch, langt es nach uns . . .

Und eine Zeile, die heute noch gilt:

Hoch im Gebrumm das Nachtflugzeug —

sie verrät, wie ich es jetzt weiß, die Lage des bücherreichen Hauses am Zürichberg, wohin der gute Gottfried Keller seine Ausflüge noch mit Malgerät gemacht hatte.

Denn es war natürlich ganz anders, als wir einander endlich gegenüber saßen, zuerst, glaube ich, 1942, dann aber immer wieder in den vierziger und am Anfang der fünfziger Jahre, fast rituell, oder vielleicht genauer ausgedrückt: freundschaftlich-zeremoniell, im Odeon, dem Zürcher literarischen Kaffee, wobei das Weinglas keine, oder nur eine sehr untergeordnete Rolle spielte. Es war nicht auf dem Grund altschweizerischen und deutschen städtischen Le-

bens, daß unsere Begegnungen mit wiederholten, fast endlosen Gesprächen stattfanden, sondern in der Form des Wiener und Budapester literarischen Kaffeehauslebens, das mich, obwohl ich ihm nie besonders ergeben war, ganz heimatlich anmutete. Der Mann, dessen Gast ich da war, sah auch völlig anders aus, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Kein Zürcher oder Basler Typ, sondern mit seinem von sublimer Intelligenz durchleuchteten Kopf der reine Romane — so habe ich ihn unwillkürlich sogleich eingeordnet, — wie aus dem Skulpturenschmuck einer romanischen Kathedrale heruntergestiegen. Da er aus dem Kanton Aargau herkommt, könnte er leicht italische Siedler aus der Römerzeit unter seinen Vorfahren haben. Die gleichmäßige und völlig ausgeglichene Verwurzelung in *zwei* Kulturen war mir, der aus einem Becken anderer Völkermischungen kam, sogleich offenkundig.

Dennoch kann ich mich im Anthropologischen geirrt haben — nicht aber in der geistigen Gestalt, die sich in einem eigenen Bildungsgang auf festem und strengem lateinisch-französischen Boden erhob und doch die ursprüngliche und endgültige Wahl für die deutsche Sprache und Literatur treffen mußte. So entstand hier ein echtes Europäertum und ein deutscher Dichter und Schriftsteller, der heute zu den größten Meistern seiner Sprache zu rechnen ist. Die am meisten charakteristische Nebenarbeit von Rychner bleibt seine vorausgeschickte Visitenkarte in die europäische Geistesgeschichte, seine deutsche Übertragung von Valéry's «Monsieur Teste». Was er seinen lieben Deutschen wünschte, war Exaktheit und Treue im Kleinen. Nicht aus Virtuosität wollte er zeigen, daß er im Deutschen kann, was Valéry im Französischen, sondern aus einem inhaltlichen Grunde. Er wollte zeigen — und zeigte auch in allen seinen kritischen Schriften —, daß man von *jedem* Inhalt auf Deutsch mit der gleichen *bezaubernden* Klarheit und Genauigkeit schreiben kann, wie auf Französisch.

So wurde ich durch unsere Begegnung nicht nur einer warmen, sublim-zivilisierten, menschlichen Ausstrahlung teilhaftig, sondern auch des Genusses einer Sprache, die hoch über dem Fachjargon der Philologen oder Psychologen schwebte, in jeder Wendung vorbildlich, ja heilsam für mich in der Sprachkrise, in die ich geworfen wurde, als ich keine lauten Monologe mehr, keine Auseinandersetzungen mit meinen eben entstandenen oder mit fremden Gedanken — denn das waren meine Vorlesungen und Vorträge immer — in meiner Muttersprache halten durfte. Unsere Gesprächsthemen heute aufzuzählen ist nicht mehr möglich, und was von ihnen mein eigenes, damals noch nicht entschiedenes Schicksal betraf, gehört nicht hierher, sondern in das Kapitel meiner Beziehungen zum wissenschaftlichen Leben. Sie umfaßten aber auch alles, was in meinen ersten Schweizer Jahren (1943/44) als europäisches Geistesleben noch existierte und wovon man überhaupt Kenntnis haben konnte. 1943 erschienen zum ersten Mal in einem Band vereint die viel gelesenen kritischen Essays, die Rychner zwischen den zwei Weltkriegen veröffentlicht hatte und

die eine bleibende, weit über das ephemere Dasein von Zeitungsartikeln hinausgehende Geltung besaßen. Seitdem sind weitere fünf Bände darauf gefolgt, die mich an eine Lieblingslektüre meiner Jugend, an Sainte-Beuves «*Causeries de Lundi*» erinnern und doch eine größere Bedeutung haben.

Sainte-Beuve hatte nicht die Aufgabe, zusammenzuhalten und ein Niveau zu halten — die französische Literatur seiner Zeit war zusammenhängend genug, und ihre Ebene war nicht ernstlich gefährdet —, während es jetzt, vom Standpunkt eines literarischen Europa aus gesehen, um beides geht. Vor mir liegt eine Abschrift des Briefes, den ich nach dem Empfang des ersten Bandes, schon aus Ascona, an Rychner schrieb. Ich zitiere daraus, weil diese Sätze am besten aussprechen, was uns Rychner damals war und gewissermaßen auch heute noch ist oder sein könnte:

«Lieber Herr Rychner,

für den Kritiker bedeute es Glück, bewundernd verehren zu können und von seiner Ergriffenheit Zeugnis zu geben — so sagen Sie es selbst, und gerade vielschichtige Bewußtheit, die Bewußtheit von allen Hingaben und Ergriffenheiten, eine inhärente Bewußtheit auch in der tiefsten: das ist es, was *ich* als einen Höhepunkt der Menschlichkeit bewundernd verehere. Sie besitzen darin eine Errungenschaft Nietzsches, dieses Vermögen des Spiegelns und zugleich Sich-im-Spiegel-sehen-Könnens, fein und präzise — und entgiftet. Das ist vielleicht das Einzige, wovon Sie keine klare Sicht, sondern nur eine beunruhigende Ahnung haben: wie hoch und wie allein Sie stehen (allein in der Schweiz und bald allein im «neuen» Europa) und wie Sie dadurch, daß Sie so *wenig* geben, sich verschwenden. (Der Spiegel verschwendet sich, indem er sich weigert, zu spiegeln.) — Das war mein Gefühl nach dem Lesen Ihres Buches: es ist zu wenig, *weil* es so viel ist. Es *ist* eine Verschwendung ohne gleichen, während des zweiten Weltkrieges damit aufzuhören, was erst *jetzt* notwendig wäre — notwendig auch darum, weil Sie der einzige sind, der *letzte* Spiegel für die kleineren Lichter dieses nächtlichen Europas, die hie und da noch lodern und der Verstärkung bedürfen.»

Nun, Rychner war, wie man weiß, weit entfernt davon, nach dem Band «Zur europäischen Literatur zwischen zwei Weltkriegen» mit seiner Kraft und Fähigkeit als Kritiker zu sparen. Aber den angeführten Sätzen entströmt etwas noch von der Stimmung der Gespräche der Begegnungszeit, in der ich mich schon in Ascona angesiedelt hatte und wie einer «vom Lande» in der großen Stadt, von Zeit zu Zeit in Zürich, im Kaffee Odeon, auftauchte, wo — wenn auch nicht mein einziger, so doch mein Hauptpartner Rychner blieb. Was mich dann wieder so tiefberührt hat, wie am Anfang die Zusendung des «Freundeswortes» — es ist indessen schon in meinen folgenden Schweizer Jahren gewesen — war, daß dieser feine Literaturkritiker Lust bekam, sich mit meinen mythologischen Schriften zu befassen, die von 1944 an, wie auf ihrem eigentlichen Ort, wo sie nunmehr auch entstanden sind, in der Schweiz zu erscheinen begannen: «Her-

mes der Seelenführer» und die «Töchter der Sonne» als die ersten. Rychner griff noch etwas weiter zurück, doch betrachte ich den Essay «Vom Umgang mit Göttern», der in seinem Band «Zeitgenössische Literatur» 1947 Aufnahme fand, als das literarische Denkmal unserer Begegnung. Wie wäre er sonst, wenn nicht durch die Begegnung mit dem Reisenden, auf diesen Titel des letzten Abschnittes gekommen: «Reise als Heimat»?

Der Essay ist zuerst in der *Tat* im Sommer 1945 erschienen, und ich führe wiederum an, was ich darauf dem Kritiker geschrieben habe:

«Lieber, verehrter Freund,

schätzen die Autoren den Kritiker auch dann noch, wenn sie ihn ganz und gar — verstanden haben? Ich glaube Ihre Studie vom «Umgang mit Göttern» (diesen schönen Titel werde ich einmal noch entwenden¹!) während der ganzen Reise (wo sonst? Ist ‚Reise‘ nicht tatsächlich meine ‚Heimat‘?) durch den Gotthard nicht umsonst gelesen, interpretiert, meditiert zu haben. Vielleicht habe ich Sie doch verstanden: sowohl den, der sich so schwer entschlossen hatte, als den, dem Schwieriges zu sagen gelungen ist. Und eben, weil ich Ihre ganze ‚suspension‘ und auch die ‚suspended judgements‘ der Besprechung begriff, rechne ich diese Besprechung zu den menschlich wahrhaft schönen Erlebnissen meiner durch die Bereiche so mancher Gottheiten führenden Laufbahn. Die geistige Sauberkeit (scharfe apollinische Alpenluft!) gibt Ihrer Kritik für mich den Wert einer ‚Legitimation‘: daß Sie immer noch im Zustand der ‚suspension‘ sind, daß sie nicht nur mein Werk, das unvollkommene, sondern zugleich mein *telos*, meine ersehnte Erfüllung bei der Göttin (Sie orakeln geradezu: ich darf Sie verstehen, wie ich will) vor Augen haben. Ich folge dem Orakel, das seinem Wesen nach auch Weisung ist und bringe als Dankopfer etwas vom Abgelebten dar. Und dies nun als Erstes: das Menschlich-Wesentliche in unserer Beziehung ist das Bleibende. Prinzipielles vom ‚Umgang mit Göttern‘ vielleicht mal später.»

Der orakelhafte letzte Satz des Essays lautete: «Wie Odysseus ist er ‚ein Mann des Schwebens über Schlünden und Abgründen‘, beheimatet in Reisen, unterwegs im Labyrinthischen, das des Ausweges nie entbehrt, vielverschlagen, unterweltlich eingeweiht, den Weltgesängen lauschend, wo die andern mit verklebten Ohren rudern, mit wechselnden Zielen immer zu dem einen gerichtet: zu der geliebten Wartenden, Webenden, Wirkenden, unter deren Händen sein Bild ständig entsteht und vergeht» — ein köstliches Beispiel Rychnerschen Stils, das Bild Penelopes, aber auch der Muse! In seinem Antwortbrief begründete er die «suspension», das innere Abwarten, anders als ich es glaubte zu verstehen: nicht mit der Kritik, sondern mit der Eulabeia, der religiösen Achtsamkeit. Und im Brief steht auch dieser Satz: «Es ist ja so: mit Ihnen bin ich noch lange nicht ‚fertig‘.» Und so ist es tatsächlich: auch seitdem und bei weitem sind wir miteinander nicht «fertig» geworden.

¹ Es ist auch geschehen: in meinem «Umgang mit Göttlichem», Göttingen 1955.